

τύχη zutage. Glück und Unglück bzw. das tragische Voranschreiten vom Glück zum Unglück will mit Gleichmut ertragen sein. Das will mehr besagen als die altstoische ἡσυχία oder ἀπαθεία. Die Gabe der τύχη ist eine Gottesgabe, eine Gabe also der persönlichen Gottheit Τύχη. Sie ist παραμύσιον, geistlicher Trost (§ 285; N.: „Consolation“). In seiner *Autobiographie* will Libanius deutlich machen, daß ihm sein Heidentum Bekenntnis ist, mehr als für die Christen ihr Christentum. (Dessen Bekenntnischarakter war nach Konstantin oft nur noch dem Schein nach vorhanden.) Seine Verehrung Julians auch nach dessen Tod bringt ihm viele Nachteile ein. Doch er steht zu seinem Glauben. Sein Heidentum ist nicht nur literarische Gelehrsamkeit (Sophistik). Seine Selbststilisierung als ἱερεὺς θεῶν zielt auf Höheres ab. Für ihn ist die pagane Religion eine Universalreligion. (4) Die τύχη erstreckt sich auch auf Antiochia als ganzes, das christliche eingeschlossen. Das Regime korrupter christlicher Statthalter wird für alle zum Fluch. Libanius verwebt so sein persönliches Lebensschicksal in einer quasi christologischen Stilisierung mit dem seiner Stadt bzw. deren politischen Anliegen, seine persönliche Frömmigkeit mit den großen geschichtstheologischen Herausforderungen seiner Zeit. Deren größte ist natürlich die Auseinandersetzung mit dem mächtigen Christentum. N. liefert zu diesem Bereich eine Fülle aufschlußreicher Anmerkungen in Text und Übersetzung. Libanius setzte sich nicht so sehr mit der Theologie des Christentums auseinander als mit den kulturellen Veränderungen (in seinen Augen Verfallserscheinungen), die seinen Aufstieg begleiteten. Straßenschlachten zwischen Homöern und Homoosianern in Konstantinopel i.J. 342 sah er nicht als theologische Auseinandersetzungen, sondern als δημομαγία (§§ 44–45). Er kritisierte auch die Verfallserscheinungen des Heidentums, etwa die Bigotterie Kaiser Julians (§ 121) oder den allgemein verbreiteten Aberglauben (§§ 62–64.68–71.98.243–250). Militante Vertreter des Paganismus warfen ihm deswegen sogar vor, er sympathisiere mit dem Christentum (§ 74). Doch das Gegenteil war der Fall. Das Christentum war für ihn die deutlichste Form des Verfalls der Kultur seiner Zeit. In den §§ 39–40 verdeutlicht er am Beispiel eines heidnischen Rhetoren-Kollegen, der sich am Hof Konstantius’ anbiederte und zur Einweihung von dessen „Tempel“ „blasphemische“ (= das christliche Kaisertum preisende) Reden hielt. Es waren auf-rührerische Christen, die 387 durch Attacken auf Bilder des Kaisers ihre Stadt der Gefahr von Vergeltungsmaßnahmen aussetzten, und es war der maßvolle Heide Libanius, so die Darstellung in §§ 252–254, dem es durch sein mutiges und geschicktes Eintreten gelang, das Unheil von der Stadt abzuwenden. Erneut rechnet Libanius in seiner Frömmigkeit sich dies nicht selbst an, sondern Τύχη, die ihn zu diesem Dienst berufen habe.

So demonstriert diese Sammlung von Texten Libanius’ Projekt, in Opposition zum herrschenden Christentum die pagan-antike Religion und Philosophie zu erneuern. Das Projekt erwies sich, wie auch das Schicksal Julians und seiner Religionspolitik zeigt, im Nachhinein als nicht umsetzbar. Die eigentliche religiöse und damit auch kulturtragende Kraft ging vom Christentum aus (selbst wenn auch dieses schon bald vom Islam überrollt werden sollte). Auf dem Hintergrund seiner Durchsetzung und des völligen Verschwindens ernsthaft praktizierter und als Theologie reflektierter paganer Religion ist Libanius’ Anliegen heute bestenfalls als theologie- und religionsgeschichtliches Kuriosum nachvollziehbar. Doch gerade dies könnte vor dem Hintergrund der Situation des Christentums heute zu denken geben.

J. Lössl

SPEER, ANDREAS, *Die entdeckte Natur*. Untersuchungen zu Begründungsversuchen einer „scientia naturalis“ im 12. Jahrhundert (Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters XLV). Leiden–New York–Köln: Brill 1995. XI/365 S.

Vorliegende Studie zu den Anfängen, zur Entfaltung und prinzipientheoretischen Grundlegung einer Naturphilosophie und Naturwissenschaft (*scientia naturalis*, hierzu cf. Kap. I: „Accessus“, 11–13) im 12. Jh. wurde im SS 1994 von der Philos. Fak. der Univ. zu Köln als Habilitationsschrift angenommen und 1996 durch diese Univ. preisgekrönt.

Das breit angelegte, dem 12. Jh. gewidmete Forschungsprojekt, in dem der historische Ansatz – „die Rekonstruktion einer historischen Position (...), in der Naturphilosophie

und Naturwissenschaft der Sache und dem Begriff nach gemeinsam als *scientia naturalis* auftreten“ – voll und ganz zum Tragen kommt, wird durch die systematische Perspektive, die Suche nach der „Verwandtschaft“ in den Fragestellungen und Intentionen bei den mittelalterlichen Denkern, „Problemstellungen, die sich aus dem Versuch der Begründung einer *scientia naturalis* ergeben“, bestimmt (12, 16f., cf. 305f.). Die Untersuchung, deren Gegenstand, Voraussetzungen, Vorgehensweise und Ziel im Kap. I („*Accessus*“). Die „Renaissance“ im 12. Jahrhundert und die Entdeckung der Natur – Gegenstand und Vorgehensweise, 1–17) ausführlich beschrieben und genau bestimmt werden, stützt sich auf eine nunmehr im größeren Umfang vorhandene, verlässliche, d. h. kritisch gesicherte Quellenbasis, die bisher nur unzureichend bekannt und erforscht war (14, 16). Vier mittelalterliche Gelehrte: Adelard von Bath (Kap. II: A. v. B.: Natur ohne Buch, 18–75), Bernhard von Chartres (Kap. III: B. v. Ch.: Die kosmologische Grundlegung der Physik, 76–129), Wilhelm von Conches (Kap. IV: W. v. C.: Die dynamische Ordnung der natürlichen Welt, 130–221) und Thierry von Chartres (Kap. V: Th. v. Ch.: Schöpfung als natürlicher Prozeß, 222–228) – alle bis auf Adelard v. Bath sind die wichtigsten Exponenten der sog. „Schule von Chartres“ –, stehen im Mittelpunkt dieser mit profunder Sachkenntnis, mit faszinierend klarem Blick und mit geradezu meisterhafter Ausdrucksform geführten „Untersuchung der ersten Begründungsversuche einer *scientia naturalis* im 12. Jh.“ (15).

Ausgehend von den grundlegenden Erkenntnissen M.-D. Chenu in bezug auf die Theologie im 12. Jh., daß die Entdeckung der Natur und die durch diesen Vorgang eingeleitete Entwicklung im Verständnis der Natur und im Verhältnis zu ihr das erste Kennzeichen einer „*première scolastique*“ war, zeigt S. exemplarisch an den vier ausgewählten Persönlichkeiten, ihren Biographien und ihren Werken das Bestreben nach der Ergründung der Natur und die sich daraus ergebenden erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Folgen für ein neues, wissenschaftliches Verständnis der Natur auf. Daß der Übergang von der althergebrachten symbolisch-spekulativen Interpretation der Natur zum neuen, methodisch gewonnenen Naturbegriff und wissenschaftlichen Naturverständnis nicht unermittelt erfolgt, sondern daß er einer Vielzahl von Voraussetzungen entspringt, zu denen sowohl äußere Einflüsse – vor allem das Bekanntwerden neuer Quellen – als auch traditionelle, im Rahmen der *artes* verbürgte Bildung und das tradierte Wissen gehören, weist S. am Beispiel der *Quaestiones naturales* des Adelard von Bath (27ff.) sowie anhand des Physikverständnisses des Wilhelm von Conches (215) nach. Das Neue im Naturverständnis des Adelard wird durch die Analyse von vier Problemfeldern aufgezeigt: (1) das Verhältnis von Vernunft und *auctoritas* (36–43), (2) der Einfluß neuer Quellen und die Erschließung neuer Wissensbereiche (44–52); (3) Themen, die im Rahmen der auf die Erforschung der „natürlichen“ Ursachen ausgerichteten Naturbetrachtung und -erklärung erörtert werden, und die Art und Weise der Bestimmung der *causae rerum* (52–65); (4) die Frage nach der Möglichkeit, „das Interesse an der Struktur, Konstitution und Eigengesetzlichkeit natürlicher Phänomene hinsichtlich Gegenstand und Methode unter einen einheitlichen Begriff von Wissen bzw. Wissenschaft zusammenzufassen“ sowie diesen im Verhältnis zur *artes*-Tradition zu bestimmen (65–75). Im Ergebnis stellt S. fest, daß der Ausgangspunkt für Adelards Interesse an der Natur theoretischer Art ist und daß dabei der Mathematik und den quadrivialen Disziplinen eine bedeutsame Rolle zukommt (74). Adelard erkannte zwar die Bedeutung der prinzipientheoretischen Begründung einer *scientia naturalis*, aber eine eingehende Erörterung dieser Frage blieb er schuldig (75).

Naturphilosophische Fragestellungen – die Konstitution der Welt, die Weltseele, die vier Gattungen von Lebewesen, der menschliche Körper und die Ursprungsmaterie – bilden nach S. den Schwerpunkt des Interesses in den *Glosae super Platonem* des Bernhard von Chartres (89). Der primäre wissenschaftssystematische Ort des *Timaios* sei für Bernhard das Quadrivium, wengleich Platons Werk „sich doch vor allem auf die Physik“ bezieht (91). Das Interesse an der Natur bei Bernhard ist aus dem inneren, eigenständigen Impuls, näherhin aus dem grammatischen Kontext des Triviums hervorgegangen, der zugleich ein Ausdruck der Kontinuität zwischen spätantiker und mittelalterlicher Bildung sei (92, cf. 83). Im Hinblick auf den Beitrag des Bernhard von Chartres zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung der Naturphilosophie und -wissenschaft un-

tersucht S. eingehend folgende vier Fragen: (1) die Konstitution der natürlichen Welt als den Gegenstand der *physica* („*Constitutio mundi*“). Die Einrichtung der natürlichen Welt, 93–102); (2) die metaphysischen Implikationen der Konstitution des *mundus sensibilis* („*Formae nativae*“). Das schöpferische Prinzip der natürlichen Welt, 102–113); (3) die begriffliche Konsistenz des Naturbegriffs („*Natura*“). Die Ordnung und das Wesen der Dinge, 113–119); (4) der *Timaios* als ein wissenschaftstheoretisches Modell einer *physica* und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Physik („*Physica*“). Die Grundlegung einer Wissenschaft von der Natur, 119–129). Bernhard strebt an, einen Begriff der natürlichen Welt zu gewinnen, ohne dabei auf die Theologie rekurren zu müssen (126). Er entwirft somit eine metaphysisch motivierte Kosmologie (127), wobei sein Hauptinteresse der naturphilosophischen Grundlegung der Physik und ihres Wissenschaftssubjekts gilt (127 f.). S. stellt fest, daß ungeachtet der bei Bernhard bereits versuchten Grundlegung der *scientia naturalis* im Kontext einer Metaphysik „ein expliziter Begriff einer ersten Philosophie oder Metaphysik“ noch fehlt (128).

Der Schüler von Bernhard von Chartres und ein „überegender Kenner des antiken und spätantiken Bildungsgutes“ (131), Wilhelm von Conches, gehört nach S. bereits zur zweiten Stufe der *Timaios*-Rezeption, weil er im Gegensatz zu seinem Lehrer sich nicht darauf beschränkt, die authentische Lehre Platons zu explizieren, sondern auch die Diskrepanz zur biblischen Schöpfungslehre aufgreift und in eine Auseinandersetzung mit der Lehre des *Timaios* tritt. S. stellt den Versuch des Wilhelm von Conches, die Natur zu erklären, in fünf Schritten vor (cf. 138 f.): (1) der Gegenstand einer *philosophia mundi* und die Prinzipien der natürlichen Weltdeutung („*Philosophia mundi*“). Die Prinzipien der natürlichen Weltauslegung, 139–150); (2) die Frage der Bewegung der Körper als der systematische Ort der Lehre von der *anima mundi* („*Anima mundi*“). Die Frage nach der Bewegung der Körper, 151–162); (3) die Elementenlehre und „die Frage nach den Prinzipien der körperlichen Substanzen und nach den Trägern der natürlichen Ordnungskräfte“ („*Elementum*“). Die Prinzipien der körperlichen Substanzen als Träger der natürlichen Ordnungskräfte, 163–192); (4) der Mensch und die anthropologischen Fragen in der naturphilosophischen Perspektive („*Homo artifex*“). Der Mensch als Gegenstand einer natürlichen Anthropologie, 192–294); (5) der Zusammenhang von Naturbegriff und Naturerkenntnis und der wissenschaftstheoretische Status der Physik („*Natura operans*“). Die wirkende Natur und die Naturerkenntnis, 205–221). Zu den wesentlichen von S. erzielten Ergebnissen der eingehenden Analyse der Schriften des Wilhelm von Conches gehört u. a. die Erkenntnis, daß die Grundlegung der Naturphilosophie bei Wilhelm im spekulativen, durch die Theologie vorgegebenen Rahmen und in „kritischer Auseinandersetzung mit dem Anspruch der Theologie auf eine die Frage nach dem Ursprung der Welt einschließende Gesamtdeutung“ erfolgt. In diesem Vorgehen erkennt S. einerseits die Hinwendung der Naturphilosophie zur Metaphysik, andererseits aber „eines der wesentlichsten Motive für die unifaktoriische Gestalt der *physica*“ als einer von ihrem Anspruch her auf die Deutung der Natur im ganzen ausgerichteten Naturphilosophie (220 f.).

Der methodische Ansatz des Thierry von Chartres, sich bei seiner Auslegung der biblischen Kosmogonie (*Tractatus de sex diebus operibus*) ausschließlich auf den Literalismus des Genesisberichtes zu stützen und die allegorische und moralische Deutung zu übergehen, wird nach S. in der einschlägigen Forschungsliteratur als „das Pathos des neu aufgebrochenen Naturinteresses“ und „Programm wie methodisches Prinzip des diesem korrespondierenden Naturverständnisses“ gewertet (229). Das „eigentliche Neue“ weist S. in fünf Schritten nach, und zwar durch: (1) die sich anhand der Genesisauslegung manifestierende „Entdeckung der natürlichen Welt und einer natürlichen Ordnung“ („*Ordo naturalis*“). Die Entdeckung der natürlichen Welt, 232–239), (2) die Feststellung der Überleitung von den kosmologischen Grundfragen zur Reflexion der Prinzipien des Kosmos („*Universitas rerum*“). Die Notwendigkeit der Seinswirklichkeit, 252–265), (3) die Aufdeckung des Notwendigkeitsgedankens als den Kernpunkt „der Frage nach den Prinzipien des natürlichen Kosmos“ („*Ordo temporum*“). Die Prinzipien des natürlichen Kosmos, 239–252), (4) die am Leitfaden des Naturbegriffs vorgenommene Erörterung der begrifflichen Konsistenz von Thierry's Welterklärung („*Natura*“). Die Form der Dinge, 265–277), (5) die Klärung des Geltungsbereichs des Wissens von

der Natur und des Status der *scientia naturalis* bzw. der *physica* als des diesem Bereich zugeordneten Wissens („*Physica*“. Der Geltungsbereich physikalischen Wissens, 277–288). Es sei hier lediglich hervorgehoben, daß bei Thierry von Chartres bereits eine systematisch entfaltete, auf Aristoteles zurückgehende und seit Boethius gefestigte Einteilung der theoretischen Philosophie in Theologie, Mathematik und Physik vorliegt, wobei der Theologie als dem äußersten Vermögen der theoretischen Philosophie die Funktion der Sicherung der obersten Prinzipien jeder spekulativen Erkenntnis zukommt. Durch die Prinzipienreflexion steht die Theologie als *scientia speculativa* wissenschaftssystematisch an der Stelle der Metaphysik. Trotz dieser faktischen Annäherung an die Metaphysik kennt Thierry – ähnlich wie Bernhard von Chartres und Wilhelm von Conches – den expliziten Begriff der Metaphysik nicht (287f., cf. 128, 220f., 294ff.). – Die Ergebnisse der Untersuchung und die sich hieraus eröffnenden neuen Forschungsperspektiven werden im Schlußkapitel zusammengefaßt (VI. „*Explicit*“. Die entdeckte Natur und die Begründung einer *scientia naturalis* – Bilanz und Ausblick, 289–306). Den Band schließen Quellen- und Literaturverzeichnis (307–330) sowie drei Indices ab: *Index fontium* (331–356), *Index rerum* (357–362), *Index nomium et locorum* (363–365).

Die Wichtigkeit dieser Studie liegt nicht nur in einer lückenlosen Bestandsaufnahme und der kritischen Überprüfung sowie in der wesentlichen Korrektur der bisherigen Interpretationen der Anfänge einer *scientia naturalis* im 12. Jh., sondern primär in einer völlig neuen, aus den Quellen gespeisten Sichtweise auf die sich vollziehende, durch einschlägige Quellentexte hervorragend dokumentierte Entfaltung mittelalterlicher Naturphilosophie und Naturwissenschaft, im Aufweis der damit verbundenen Prinzipienreflexion und wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer *scientia naturalis* noch vor dem Bekanntwerden der *libri naturales* des Aristoteles, der ein originäres, allein auf die natürliche Vernunft zurückgehendes „Interesse an der Struktur, Konstitution und Eigengesetzlichkeit“ der physikalischen Phänomene zuerkannt wird (1, 11, 31, 36, 215, 289, 292f.), in der Neubewertung dieser Entwicklung und in der ausgezeichnet begründeten Zurückweisung des zumindest implizit in der philosophiegeschichtlichen Forschung vorherrschenden Urteils über die mittelalterliche Naturphilosophie als einer „konstitutiv in der Nachfolge des Aristoteles“ bzw. „erst im Gefolge der sogenannten Aristotelesrezeption“, „nicht vor dem Anfang des 13. Jh.s“ beginnenden Wissenschaft (3, cf. 8f.). Eine durch die wissenschaftshistorische Forschung gefestigte Leitvorstellung in bezug auf die Naturwissenschaften des lat. Westen, daß diese zum wesentlichen Teil auf den arabischen Einfluß vornehmlich im 12. Jh. zurückgehen (P. Duhem, A. C. Crombie), wird von S. durch den Aufweis, daß „der arabische Einfluß auf die wissenschaftstheoretischen Begründungsversuche nur gering“ ist, ebenfalls als nicht sachgerecht entlarvt (3, 9, 300). Es wird aber auch deutlich gemacht, daß das Chartreser, von Platon (*Timaios*) und vor allem von Boethius maßgeblich geprägte Wissenschaftsmodell und die boethianische Wissenschaftseinteilung sowie die in diesem Rahmen vollzogene prinzipientheoretische Begründung wegen „der fehlenden Möglichkeit einer Unterscheidung und Zuordnung der allein auf Vernunft gründenden Prinzipienreflexion gegenüber einer auf Offenbarung beruhenden Letztbegründung“ bald auf Grenzen stoßen mußten und von der aristotelischen Wissenschaftslehre der Zweiten Analytiken und der Metaphysik, die einerseits für die Beschreibung und den Differenzierungsprozeß der Wissenschaft in Wissenschaftszweige, andererseits für die allein auf der Vernunft beruhenden Prinzipienreflexion eine begründungstheoretische Grundlage geschaffen haben, abgelöst wurden (295–298, 302, cf. 288). Mit Recht hebt S. hervor, daß die Begründungsversuche einer *scientia naturalis* im 12. Jh. mehr als nur eine Hinführung zur Aristotelesrezeption waren. In diesen wissenschaftstheoretischen Bemühungen sieht er sowohl die fortschreitende „Entfaltung der wissenschaftlichen Rationalität“, die im Zusammenhang mit der Entdeckung der Natur unweigerlich zum Erwachen der Metaphysik führen mußte, als auch „ein entscheidendes philosophisches Motiv“ der Aristotelesrezeption, die zunächst über die *libri naturales* des Stagiriten einsetzt. Die Chartreser Naturphilosophie habe ihre eigene Gestalt und ihren eigenständigen philosophischen Rang (294, 298, 300, 302). Wirkungsgeschichtlich blieb sie auch nach der Aristotelesrezeption lebendig, wie sich beispielsweise bei Nicolaus Cusanus beobachten läßt (303f.).

Diese mit bewundernswerter Sorgfalt ausgearbeitete Untersuchung, die im wesentlichen völlig neue Erkenntnisse im Hinblick auf die Anfänge einer Wissenschaft von der Natur verschafft, stellt einen sehr wichtigen und anregenden Beitrag zur historischen und systematischen Rekonstruktion der ersten Versuche der prinzipien- und wissenschaftstheoretischen Grundlegung der Naturphilosophie und -wissenschaft im 12. Jh. dar. Sie bietet darüber hinaus wertvolle dogmengeschichtliche Erkenntnisse. Die Lektüre des Bandes bringt dem am Mittelalter interessierten Leser nicht nur immense Bereicherung, sondern auch einen hohen intellektuellen Genuß. Dem Autor gebührt für diese exzellente und in jeder Hinsicht vorbildliche Studie Anerkennung und Dank.

H. ANZULEWICZ

SPRUIT, LEEN, *Species intelligibilis: From Perception to Knowledge* (Brill's Studies in Intellectual History Vol. 48/49). Leiden–New York–Köln: Brill; Vol. I: Classical Roots and Medieval Discussions, 1994. X/452 S.; Vol. II: Renaissance Controversies, Later Scholasticism, and the Elimination of the Intelligible Species in Modern Philosophy, 1995. XIII/590 S.

Dieses zweibändige Werk ist von einer herausragenden Qualität, die ihresgleichen sucht, und sollte Pflichtlektüre für alle Philosophen sein, die sich mit Erkenntnislehre beschäftigen. Spruit (S.) hat mit diesem Werk eine an Vollständigkeit kaum zu überbietende Darstellung der Lehre von der species intelligibilis von der Antike bis zur beginnenden Neuzeit vorgelegt. Dabei zeigt S., daß er nicht nur über die behandelten Autoren Bescheid weiß, sondern auch die wichtigste Literatur kennt, und zwar nicht nur dem Titel, sondern auch ihrem Inhalt nach. S. gibt von fast jedem erwähnten Autor in der Fußnote die Lebensdauer an und liefert einige Informationen zu seinem Leben und seinen Werken. Trotz der immensen Fülle an Autoren und Material, die in diesem Werk aufgearbeitet werden, verliert der Leser nicht die Übersicht, da S. immer wieder in geschickten Überblicken den jeweiligen Stand der Species-Lehre zusammenfassend wiedergibt. Es ist unmöglich, eine inhaltliche Zusammenfassung dieser reichen und nuancierten Darstellung der Diskussion der Lehre von der species intelligibilis durch die Jahrhunderte hindurch von der Antike bis zum Beginn der Neuzeit zu geben. Darum kann hier nur ein kurzer Überblick über die beiden Bände dieses Werks gegeben werden.

Einleitend stellt S. die Problemstellung dar. Er skizziert die Grundelemente der Lehre von der species sensibilis und der species intelligibilis und zeigt, daß auch zeitgenössische Erkenntnistheorien sich mit den Fragen befassen, die in der Tradition mit der Theorie der species intelligibilis gelöst werden sollten. Das Problem, um das es geht, ist die Frage, wie sich die geistige Repräsentation eines erkannten Objektes erklären läßt. S. erörtert die Stärken und Schwächen dieser Theorie, die in der Aristotelischen Erkenntnisauffassung ihre Wurzel hat. Von Anfang an verweist er darauf, daß viele Einwände gegen die Theorie der species intelligibilis auf Mißverständnissen beruhen, vor allem auf der irrigen Annahme, diese species sei selbst ein Objekt bewußter Erkenntnis. In Wahrheit handelt es sich aber sowohl bei der Produktion der species intelligibilis als auch bei dieser selbst um etwas Vorbewußtes, so daß auf diese Weise auch die Gefahr einer zirkulären Erklärung des Zustandekommens der Erkenntnis gebannt ist. Das Hauptproblem dieser Lehre besteht darin, daß Aristoteles den Erkenntnisprozeß biologisch erklärt, aber zugleich der Auffassung ist, daß der Geist nicht auf Materielles reduziert werden kann. Ferner bleibt ziemlich unklar, welcher ontologische Status der species intelligibilis zukommt. Thomas vertritt die These, daß der intellectus agens unbewußt aus der species sensibilis die species intelligibilis formt, die der intellectus possibilis zu erkennen vermag. Auf diese Weise bleibt sowohl gewährleistet, daß die geistige Erkenntnis das tatsächliche Objekt erfährt, als auch, daß sie unter den ihr angebotenen species aktiv auswählt. Dabei betont S. mehrfach, daß für Thomas die species intelligibilis keine species impressa darstellt, wie dies spätere Interpreten nicht selten zu Unrecht meinten.

Der Weg, den uns S. führt, geht von den Vorsokratikern über Platons Theaetet, Aristoteles und Epikurs Prolepsis zu den Stoikern und den Skeptikern. Des weiteren werden „intentio“ und Abstraktion bei den arabischen Philosophen des Mittelalters untersucht. Sodann erfahren wir, daß in den Übersetzungen der griechischen Philosophen ins